

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Englisch-Ostindien**

**Karlsruhe, 1858 [erschienen] 1859**

Klima und Vegetation von Ceylon

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

der Distriktvorgesetzten dadurch, daß man sie unter Oberaufsicht britischer Magistratspersonen stellte, welche die Justiz zu verwalten und die Steuern zu vertheilen hatten; alle Unterbeamte erhielten ihre Anstellung von der Regierung, statt daß sie wie bisher jährlich vom Oberbeamten ernannt wurden. Dadurch ward nicht allein die britische Herrschaft befestigt; diese Institution diente auch zur wirklichen Verbesserung der Lage der Eingebornen, die vor Einführung derselben niemals darauf zählen konnten, daß ihnen ihr Recht wurde, wenn sie nicht Geld und Einfluß genug besaßen, um diejenigen Beamten zu bestechen, denen das Richteramt oblag.

Die europäische Gesellschaft auf Ceylon unterlag ferner einer wichtigen Veränderung dadurch, daß Civil- und Militärbeamte, die bis dahin ihren Wohnsitz an den Küsten hatten, fortan ihre Verwendung im Innern erhielten. Diese Maßregel war unter dem Gesichtspunkte der Politik wichtig, wenn sie auch in geselliger Beziehung dem Leben der Hauptküstenplätze Abbruch that; alle Verbesserungen, die fortan im Innern des Landes stattfanden, waren zum größeren Theil die Wirkung dieser heilsamen Maßregel, da der Geist der Europäer, als er seiner Thätigkeit auf solche Weise ein neues Feld geöffnet sah, sofort bestrebt war, neben der Erfüllung der Amtspflichten, wohlthätig nach allen Richtungen einzuwirken. Eine Reihe der wichtigsten und heilsamsten Maßregeln schloß sich diesen Bestrebungen an.

Im Jahr 1837 wurden unter der Verwaltung des ehrenwerthen Stewart Mackenzie die Vorrechte der Kasten abgeschafft und die bürgerliche Freiheit in allen Klassen der Gesellschaft eingeführt. Die Aermsten wurden dadurch den Reichsten und Mächtigsten gleichgestellt und dadurch das Ansehen und der Einfluß dieser letztern verringert.

Einige Symptome von Unzufriedenheit äußerten sich zwar auf Ceylon in den Jahren 1842 und 1847; allein die Schnelligkeit der Verbindung, welche jetzt zwischen den Seeküsten und dem Innern besteht, und die unendliche Ueberlegenheit der Hilfsmittel, welche der englischen Regierung zu Gebote stehen, machten von vornherein alle Bestrebungen dieser Art völlig fruchtlos und werden es auch in Zukunft vermögen.

#### Klima und Vegetation von Ceylon.

Das Klima von Ceylon ist schon sehr hoch gepriesen worden; je nach den Jahreszeiten und der Derilichkeit ist dieses Lob ein verdientes. Allein einzelne Landestheile zeichnen sich durch große Feuchtigkeit aus, während

wieder andere sehr trocken sind und eine ausnehmende Hitze in ihnen vorherrscht. Im Ganzen genommen ist sein Klima weniger gesund, als das des benachbarten Festlandes. Europäer namentlich sind sehr der Cholera unterworfen, besonders des Abends nach den Mahlzeiten und nachdem sie die lockenden und köstlichen Früchte genossen haben, welche auf die Mahlzeiten genossen werden. Auch leiden sie häufig an Leberkrankheiten, und nur ein kurzer Aufenthalt in diesem Lande führt häufig zu ernstlicher Störung in den Funktionen dieses Organs. Die eigenthümlich gelbe Gesichtsfarbe, welche allen Europäern eigen ist, die lange auf Ceylon wohnten, fällt allgemein auf. Wechsel- und andere Fieber sind in den meisten Landestheilen, namentlich in den verschiedenen Städten dieses Landes sehr häufig. Ein Aufenthalt in der Hauptstadt und deren Umgegend erzeugt namentlich diese Krankheiten bei Engländern. Die in den Dschungeln und Wäldern jagen, sind mehr in Gefahr vor dem Dschungelfieber (Sumpffieber) als vor Elephanten, Bären, Leoparden, Cobras, Nattern, Scorpionen und allen den andern großen und gefährlichen Thieren, die sich daselbst aufhalten. Europäer, die den Straßenbau leiten, werden häufig vom Fieber weggerafft; Kaufleute und die von ihnen Angestellten, sogar Diejenigen, welche sich an den gesündesten Küstenpunkten aufhalten, büßen ihre Sucht, schnell reich zu werden, in der Regel mit dem Verlust ihrer Kraft und mit dem Fieberzustand ihrer Nerven. Ein vollkommen glaubwürdiger Reisender schreibt hierüber: Ich kenne kein Land, dessen Klima solche Gegensätze bildet, wie Ceylon, und keines, wo Demjenigen, welcher stets Feuchtigkeit, wie Demjenigen, welcher immerwährende Trockene sucht, so leicht genügt wird. Die Insel ist abwechselnd von den südwestlichen und nordöstlichen Monsuns heimgesucht, und jede dieser Perioden hält volle sechs Monate an; allein der südwestliche Monsun, der mit der ungeheuren Ausdünstung des tropischen Oceans und des feuchten Bodens von Abyssinien angefüllt ist, bringt mehr Regen als der nordöstliche; man kann sogar sagen, daß der Regen in den davon heimgesuchten Gegenden der Insel während der Periode des erstern niemals nachläßt. Nachdem der Monsun auf seinem südwestlichen Wege große Mengen Wassers entladen hat, wird er endlich durch die Berge des Innern unterbrochen, auf die er seine Feuchtigkeit vollends ausgießt. Von da setzt er seinen Weg in nordöstlicher Richtung über die Insel fort, allein mit der wesentlichen Aenderung, daß aus einem kalten Regenwinde ein trockener und fast versengender Luftzug geworden ist. Im November beginnt der nordöstliche Monsun zu wehen, der fünf

bis sechs Monate anhält; da er jedoch weit kühlere Seen und trockenere Landestheile durchströmt hat, so enthält er verhältnißmäßig wenig Feuchtigkeit, und die Regenregion erstreckt sich nicht über die Berge des Innern hinaus, so daß, während die südwestliche Hälfte der Insel sechs Monate lang schönes Wetter hat und während der andern sechs regengefättigt ist, die nordöstliche sich zehn Monate hindurch fortwährenden schönen Wetters, während welcher Zeit kein Tropfen Regen fällt, erfreut, und der Regen daher im Ganzen nur zwei Monate lang daselbst anhält. Aus dieser Beschaffenheit des Monsuns erklären sich alle die in der nordöstlichen Hälfte des Landes befindlichen Wasserbehälter, deren riesige Anlage Ceylon so interessant für den Europäer macht, da er dadurch einen Begriff von seiner ehemaligen Macht und vergangenem Wohlstande bekommt. Steht man auf einem Punkte der Küste, von dem aus man eine Fernsicht hat, und sieht gegen Nordosten während der Periode des Südwest-Monsuns, so unterscheidet man deutlich die Linie in den Wolken, wo der Regen plötzlich aufhört. Während die Hügel und Berge, welche uns umgeben, von ausnehmender Feuchtigkeit zeugen, ist der Hintergrund der Scene mit Bergen angefüllt, die während zehn Monate des Jahres keinen Regen spüren, und daher jene dicken roßigen Tinten tragen, die eine so eigenthümliche Schönheit indischer Landschaften sind. Der Jäger kann die Scenerie von Ceylon besser würdigen, als jeder andere. Die Verfolgung des wilden Elephanten oder Bären bringt ihn in viele Situationen, deren unübertreffliche Schönheit nicht leicht einem andern vor die Augen gerückt wird, außer vielleicht einem Soldaten in einem Feldzuge gegen aufständische Eingeborene. In einem Dampfer oder in einer Lustjacht um die Insel zu fahren, während einer solchen Reise alle die größeren und kleineren Buchten und Häfen zu besuchen, die einen andern Anblick gewähren, als die hohe See, würde den Verehrer des Malerischen in den Stand setzen, viel von der herrlichen Natur Ceylons zu sehen. Alle, die es besuchen, und auf seinen Landstraßen reisen, müssen anerkennen, daß es das berühmte Elysium des Orients wirklich ist. Die Landstraßen sind hier weit besser, als die des indischen Festlandes. Dieß rührt von dem System der Zwangsarbeit her, das die Beherrscher dieser Insel seit den frühesten Zeiten angenommen hatten. Die eingeborenen Fürsten führten, so weit die Geschichte zurückreicht, alle die großen öffentlichen Werke, deren Trümmer heute noch die Insel aufweist, vermittelst der Arbeit von Menschen auf, die ohne alle Vergütung verrichtet ward. Die Briten führten ebenfalls, jedoch gegen Vergütung, Zwangsarbeit ein, weil

ohne solchen Zwang hier, wo es an allem Arbeitseifer fehlt, keine Arbeitskraft zu bekommen wäre. Auf dem indischen Festlande steht dieses Mittel den Gouverneuren der Präsidentschaften nicht zu Gebote, woher die Vorzüglichkeit der großen Straßen von Ceylon kommt. Der Reisende wird im Aufsuchen erhabener und reizender Punkte längs dieser Straßen seine Mühe reichlich vergolten finden, denn sie berühren meist eine der herrlichsten Gegenden der Welt.

Point de Galle ist gewöhnlich der erste Hafen, mit dem man, aus Europa kommend, in Berührung tritt, und das große Straßennetz dieser Stadt führt uns von da nach Colombo, von Colombo weiter nach Randy und Trincomali. Von jeder dieser beiden Städte gibt es Straßenzüge in verschiedenen Richtungen. \*)

Die Straße von Point de Galle nach Colombo erstreckt sich längs des Ufers nordwärts an der Südwestküste. Ein dünnes Gehölze von Kokusnußbäumen liegt zwischen der Straße und der See; die Entfernung beträgt ungefähr zweiundsiebzig (englische) Meilen, oder 28 deutsche Stunden. Die Gegend ist vollreich, da zu beiden Seiten der Straße Hütten der Eingeborenen stehen. Die Haine von Kokusnußbäumen erstrecken sich ohne Unterbrechung, so daß sie der Gegend den Charakter der Einförmigkeit geben; allein die häufigen Ausichten auf die See sind reizend und erfrischend, da See und Himmel im reinsten Azur glänzen. Nahe bei Colombo wechseln die Kokusnußbäume auf die angenehmste Weise mit den Zimmtgärten der Regierung ab. Dieses Gesträuche, was im Handel so großen Nutzen abwirft, wächst bis zur Höhe von vier bis fünf Fuß und gleicht der Syringe, sowohl was Farbe als Gestalt des Blattes betrifft. Die Nähe von Colombo ist nicht so malerisch, als die von Galle, und obgleich dasselbst viele angenehme Punkte der Küste sind, so ist die Gegend doch weit weniger reizend, als jede andere Ceylons, wenn man die herrlichen Seeansichten ausnimmt, welche Colombo bietet.

Von Colombo in der Richtung nach Randy zu liegt die Straße in einer prachtvollen Gegend; die Entfernung beträgt über siebenzig Meilen. Einige Meilen, ehe man die letztgenannte Stadt erreicht, trifft man eine schöne Schiffbrücke, die man zu passiren hat. Hat man die Küste hinter sich, so ist die Scenerie während des Drittels der Reise nur unbedeutend, und nur die Cultur der Gegend gewährt einigen Reiz. Der Anblick der

\*) Vergleiche damit S. 29 der Rubrik: Neuestes.

jungen Reisspflanze ist sehr angenehm, da sie ein ungemein glänzendes und zugleich zartes Grün hat. In der Entfernung von weiteren achtzehn Meilen wird der Anblick der Gegend ein ganz verschiedener; die Haine von Cocusnußbäumen verschwinden nach und nach, und man bemerkt Pflanzungen des Areka- und Surivabaumes mit ihren schönen gelben Blüthen neben reichem Laubwerk. Die Straße steigt von dem Augenblick an, wo man Colombo verlassen hat, fortwährend an, und da man die Niederungen stets vor sich hat, so ist die Scenerie außerordentlich ansprechend. Der Reisende ist namentlich durch den schönen Contrast ergötzt, den die großen Felsenmassen von schwarzem Gneiß mit den zarten und vielfarbigen Schlingpflanzen, welche sich daran emporranken, gewähren.

Einer der schönsten Punkte der ganzen Straße ist der Ruhepunkt oder das Gebäude, welches halbwegs liegt. Dasselbe befindet sich in einem ausgebreiteten schönen Thale, und ist von einem prachtvollen Amphitheater reich bewaldeter Hügel umgeben; Bäume aller Art decken ihre Seiten oder krönen ihre Spitzen; der Farbenwechsel, den Blüthen und Laubwerk je nach der Jahreszeit gewähren, ist in der That bewundernswürdig. Leider ist die Gegend ungesund, sonst würde sich ohne Zweifel schon längst Mancher an einer Stelle niedergelassen haben, die so unbeschreiblich schön ist.

Die nächsten achtzehn Meilen der Straße fallen durch den Anbau von Kaffe, Zucker und Indigo in das Auge. Ungefähr zwei Meilen, bevor man Attumakandy erreicht, öffnet sich die Bergzone vor dem Reisenden mit einer solchen Großartigkeit, daß man, die Nähe des Himalaya abgerechnet, auf dem Festlande von Indien nichts Aehnliches findet. Die Straße wendet sich so rund um den Berg Kadagawana, um stets neue Ansichten zu eröffnen, da sich mit jedem Schritte neue Wunder und Scenerieherrlichkeiten dem entzückten Auge darbieten. Die Straße selbst ist ein ausgezeichnetes Werk der Straßenbaukunst. Es gehörte lange Zeit dazu, sie herzustellen, theils wegen der Ungeneigtheit der Eingeborenen, daran zu arbeiten, theils wegen des ungesunden Charakters der Gegend. Das Sumpffieber raffte viele der mit der Leitung des Baues Beauftragten hinweg.

Hat man die Spitze des Berges erreicht, so öffnet sich dem entzückten Auge ein Panorama, wie man es schwerlich in den europäischen Alpengegenden findet. Mächtige Felsen, Bergspitzen, die einen Kranz von Baumbüthen tragen, als ob Feenhaine auf denselben abwechselten; park-

ähnliche Abhänge mit Sturzbächen, Wasserfällen und sanft dahin rieselnden Quellen, die wellenförmige Gegend im Vordergrunde; — Alles dieß, gebadet in einem weichen und goldnen Lichte, macht eine Scenerie aus, wie sie menschliches Genie niemals in Farben darzustellen vermöchte, und keine Feder je entsprechend zu schildern gewußt hat.

Der übrige Theil der Straße zeichnet sich durch eine große Abwechslung der Fernsichten, mehr aber durch reiche Waldscenerie aus. Wir haben oben bereits die Baumarten aufgezählt, die auf der ganzen Insel heimisch sind; allein in der Nähe von Kandy, dessen Klima sehr eigenthümlich ist, kommen noch viele und prachtvolle Arten hinzu, die man in den Niederungen nicht antrifft.

Die Gegend um Kandy ist wie ein großer Garten; Laubwerk, Frucht und Blumen von einer Abwechslung, wie man sie sonst nirgends findet; allein bis jetzt ist sie von Botanisten und Floristen nur unvollständig durchforscht, obgleich einige wenige Jünger dieser schönen Wissenschaften Mühe, Zeit und Geld darauf verwandt haben. Die Aufmerksamkeit des Fremden wird am meisten durch den Talipotbaum gefesselt; man findet ihn häufig in der Nähe der Stadt und an der Straße. Auch der Palmbaum findet sich in den höheren Theilen von Ceylon. Der Banyanenbaum, den man überall auf der Insel trifft, ist eines der ersten Waldwunder seiner Hochlande. Die Myrthe und der Lorbeerbaum sind zahlreich und schön. Eine prachtvolle Art von Sonnenblumen ist zur Blüthezeit mit goldfarbigen Kelchen bedeckt. Es ist auffallend, daß nahe bei den gelben Felsen, die in dieser Region gewöhnlich sind, üppige Balsaminen wachsen, die eine zarte weiße und eine glänzend rothe Blüthe haben, in einer Zusammenstellung von Farben, wie sie der geschickteste Maler nicht auf die Leinwand zu tragen vermöchte. Mitten in diesen Waldscenen ist das Thierreich interessant und malerisch. Affen schwingen sich kreischend von einem Aste zum andern; Papagayen und andere Vögel von noch zarterem Bau und prachtvolleren Farben erscheinen herdenweise, oder saugen an dem dichten Laubwerk, als wären sie selbst glänzende Blüthen, die daselbst wüchsen. Nirgends in der Welt sind Schmetterlinge in schönerer Zeichnung und Farben zu sehen, als auf Ceylon. Man sieht hier den Baumfrosch in die offenen Blüthenkelche schleichen und die gestreifte oder gefleckte Eidechse an dem Baumstamme glänzen. Zu Zeiten wird eine ungeheure Schlange ihre gefleckte Haut sehen lassen, während sie aus dem schattigen Sumpfe hervor sich unter die warmen Sonnenstrahlen begiebt. Um das

Lebensvolle Bild voll zu machen, sieht man den Leoparden sich in das Dunkel des Waldes zurückbegeben, oder meist gezähmte Elephanten ihre großen Rüssel während ihres schwerfälligen Marsches in die Höhe strecken.

Drei Meilen von Kandy entfernt liegt Pendenia mit seiner berühmten Brücke und seinen botanischen Gärten; die erstere besteht aus Satinholz. Die Wasser der unter ihr strömenden Mahavelleganga ergießen sich durch einen Bogen, der 207 Fuß weit gespannt ist. Die botanischen Gärten verdanken viel dem berühmten Botanisten Dr. Gardiner; man behauptet, daß unter seiner Leitung von jedem Baum, Gesträuch, jeder Pflanze, welche auf der Insel heimisch sind, wenigstens ein Exemplar hier zu finden sei. Auch trifft man daselbst einige sehr große Tamarindenbäume; allein der schönste dieser Baumart befindet sich auf dem mohammedanischen Gottesacker zu Putlam, wo man ihm den geeigneten Beinamen: der Riesenbaum, gegeben hat. Die fremden Pflanzen und Bäume, welche man in den botanischen Gärten von Pendenia antrifft, sind eben so zahlreich wie schön.

Europäische Reisende und Offiziere loben sehr die Straße von Kandy nach Trincomali. Ungefähr sechs Meilen von ersterem Orte entfernt trifft man eine eigenthümliche Hängebrücke aus Zuckerrohr, die quer über den Diberu-oya gespannt ist. Sie rührt von den Eingeborenen her und ist sinureich construirt; allein ihr schwaches Aeußere und das Ungeflüm des Stromes, der seine Fluthen unter ihr dahinwälzt, greifen die Nerven der Europäer, welche solche zum erstenmal betreten, heftig an. Halbwegs zwischen der einen und der andern Stadt liegt Dambul, in deren Nähe sich große Wasserbehälter in Trümmern befinden, die aber jetzt mit Strauchwerk einer üppigen Vegetation bedeckt sind. Auch befinden sich hier die weltberühmten Fesstempel des Buddha, ähnlich denen des indischen Festlandes. Sie legen das vollständigste Zeugniß von dem erfindrischen Geiste und der Ausdauer derer, welche sie schufen, ab, und verdienen es, unter die wirklichen Wunder der Welt gerechnet zu werden. Die große Ausdehnung der meisten dieser Tempel setzt ebenso wie die vollendete Ausführung aller darin befindlichen Einzelheiten in das größte Erstaunen.

Ein berühmter englischer Schriftsteller sagt, daß die alten Singhalesen eine Leidenschaft für dergleichen Aushöhlungen hatten und sieht darin einen Beweis von dem ehemaligen hohen Kulturzustand dieses Volkes.

Von Dambul nach Trincomali zieht die Straße durch Wälder mit einer ebenso reichen als prachtvollen Scenerie, da das Laubwerk zu gleicher

Zeit sich in jedem Stadium des Wachsthumms befindet; neben dem frischen Grün des jungen Blattes hängt das gesättigte des reiferen, wie es der europäische Herbst zeigt. Das glänzende Gelb, wenn das Blatt der Reife nahe ist, und die tiefe wie reiche Orangefarbe, wenn es am Abfallen ist, sind neben einander und entfalten eine Schönheit von Waldesscenerie, die man in der westlichen Welt nirgends findet. In diesen Wäldern sind die Trümmer alter Werke sehr zahlreich und bieten den Beweis, daß die Bauwerke, welche sie zum Gegenstand haben, prachtvolle Tempel und Wasserbehälter neben einst großen und bevölkerten Ortschaften waren. Wo jetzt die Art des Anfielers eine große Wildniß von schönen und werthvollen Waldbäumen lichtet, die man für Urwald hielt, und die der menschlichen Gesundheit verderblich war, muß nothwendig sich einst eine zahlreiche Bevölkerung bewegt haben, durch deren Arbeit ausgedehnte und bewässerte Landstrecken früher regelmäßig angebaut wurden.

Sieben Meilen vor Trincomali ist eine Kette bewaldeter Hügel mit den heißen Quellen von Kanya. Es sind deren sieben von ungleichem Hitzeград zwischen 100° und 112°. Jede dieser Quellen hat eine niedrige Eindämmung und das Ganze ist von einer Mauer aus Kabul eingeschlossen. Die Singhalesen halten diese Quellen für heilig und stellen dieselben unter den Schutz des Hindugottes der Weisheit, Ganisa. Es befindet sich daselbst ein diesem Gotte errichteter Tempel mit einer kolossalen Statue, welche ihn darstellt. Näher Trincomali nimmt die Scenerie, so wie man eine Fernsicht auf den Ocean genießt, einen stets edleren Charakter an; die blaue See, Palmyrahaine und Anhöhen, die mit den verschiedenartigsten Bäumen bepflanzt sind, gewähren ein reizendes Bild.

Die eben beschriebenen Straßen sind diejenigen, auf welchen man gewöhnlich reist; allein es gibt hier noch andere, die es ebenfalls verdienen, aufgesucht zu werden. Eine derselben ist die nach Kuwera Ellia, dem Sanitorium (der Heilanstalt); sie zweigt sich von der früher beschriebenen Pendeniabrücke ab, und erstreckt sich durch eine Gebirgsregion, die in singhalesischer und Hindugeschichte als der Schauplatz zwischen Rama, Kawanu und der schönen Seeta berühmt ist. Sie zieht über schauerliche Abgründe hin. Der Charakter der Scenerie ähnelt sehr demjenigen der Straßen von Colombo nach Kandy und Trincomali.

Ungefähr zwölf Meilen von ihrem Ausgangspunkte entfernt befindet sich ein Ruheplatz, wo Kranke und Reisende oft etwas verweilen, um einen Ueberblick der Gegend zu gewinnen. Auch verweilt man gerne

dort, um einen Waldbrand zu sehen, wie solche in der heißen Jahreszeit häufig vorkommen. Der ganze Bergabhang ist mit dürrem Grase bedeckt, das sich außerordentlich leicht entzündet. Da dieses Gras häufig acht Fuß hoch ist, so greifen die Flammen mit großer Wuth um sich und verheeren weithin Alles, was sie erreichen können. Dieß scheint eine günstige Wirkung auf die Vegetation zu äußern, denn in Zeit einer Woche, während welcher die Hügelseiten ein versengtes und geschwärztes Aussehen hatten, sieht man die jungen Schößlinge keimen und bald steht eine herrliche Trift da.

Die große Schwierigkeit auf Ceylon, im Ackerbau große Erfolge zu erzielen, besteht darin, daß Arbeitskraft selten zu haben ist. Der Singhalese ist nicht zur Arbeit aufgelegt, so lange er das Nöthigste zu seinem eigenen und dem Unterhalt seiner Familie besitzt. In dem Umstand, daß er diesen leicht gewinnt, liegt ein fast unbefiegliches Hinderniß für ihn, fortwährende Beschäftigung zu suchen. Fast überall sieht man die Männer in der Sonne liegen, wie sie Betelwurzel kauen, während Weiber die wenige Arbeit verrichten, wovon überhaupt eine Spur zu sehen ist. Kinder und Hunde verfolgen, gänzlich unüberwacht von denen, welchen sie gehören, den Wagen des Reisenden. Zeitenweise kommen Coolies von der Malabarküste herüber, um Arbeit auf Ceylon zu suchen; da aber diese Gäste zufrieden sind, wenn sie nur so viel erwerben, daß sie einen Vorrath Reis einlegen können, der bis zur nächsten Ernte reicht, was ihnen leicht fällt, so verlassen auch sie, sobald dieß erreicht ist, ihre Arbeit, begeben sich mit erstaunlicher Schnelle an die Seeküste, und entfernen sich als Zwischenbeckpassagiere mit dem ersten Schiff, dessen Bestimmung das indische Festland ist. Viele Ansiedler sind dadurch schon an den Bettelstab gekommen, viele Pflanzstätten brach gelegt worden.

Kein Volk ist stolzer auf seine Abstammung, als die Singhalesen. Ihren Traditionen zu Folge war ihre Insel tausende von Jahren vor der christlichen Zeitrechnung von einem hochcivilisirten Volke bewohnt, das sich durch große geistige Gaben und durch Gewandtheit in den Waffen auszeichnete. Die heutigen Singhalesen behaupten, daß sie von diesen würdigen Vorektern abstammen. Ihnen zu Folge war ihre Insel schon im grauesten Alterthume bewohnt, der Adams-Pick, die Spitze ihres höchsten Bergs, die Wohnung der ersten Menschen \*).

\*) Vergleiche damit Seite 29 und 30 der Rubrik „Neuestes“, worin ein Besuch dieser Spitze beschrieben ist.

Alte Geschichtschreiber geben den Ureinwohnern von Ceylon kein so hohes Alter als die Schöpfungsperiode, noch sind sie der Meinung, daß sie von den ersten Eltern abstammten. Ihnen zu Folge waren schon in den frühesten Zeiten die Chinesen im Besitz des orientalischen Handels; einige ihrer Schiffe wurden auf die Küste von Ceylon verschlagen, nahe an der Stelle, die man später Chilau hieß. Die Seelente und Passagiere dieser Schiffe retteten sich auf die Felsen, und da sie das Land fruchtbar fanden, siedelten sie sich darauf an. Etwas später entdeckten die Malabaren ebenfalls die Insel und deportirten dahin ihre Sträflinge, die sich bald mit den Chinesen vermischten.

Einige der alten Hinduschriststeller stellen die Insel als ursprünglichen Wohnort von Dämonen und andern bösen überirdischen Wesen dar. Wieder andere behaupten, daß ein gewisser Singha, ein Fürst von der benachbarten festländischen Küste, die Insel erobert, und daß sein Volk nach erfolgter Vermischung mit der wilden Raze der Urbewohner sich nach ihm Singhalesen geheißen haben; dieß seien die Ahnen der jetzigen Bevölkerung Ceylons.

Das Volk von Ceylon hat keine Aehnlichkeit mit den Chinesen, weder in der Hautfarbe, noch in den Gesichtszügen und im Charakter; es gleicht um so mehr den Bewohnern der benachbarten Küsten von Hindustan. Das Innere der Insel bewohnt eine Raze, die man Beddahs heißt; sie sind buchstäblich Wilde, die in Höhlen und Waldhütten wohnen; sie leben von Raub und Jagd, ziehen mit Bogen und Pfeil aus und leben ganz abgesondert von den übrigen Inselbewohnern, denen ihre Sprache völlig unverständlich ist. Mit Grund nimmt man an, daß sie die älteste Raze Ceylons seien.

Schriftsteller und Reisende des Mittelalters versichern, daß Malabaren und Mohren der gegenüberliegenden Küstenstriche häufige Einfälle machten und sich auf der Insel niederließen, mit deren Bewohnern sie sich vermischten. Dadurch äußerten sie einen großen Einfluß auf den Charakter der Kandysdistrikte, der ein eigenthümlicher ist. In den Niederungen scheint der Singhalese einer aus Chinesen und Hinduß gemischten Raze anzugehören. Seit den portugiesischen und holländischen Eroberungen ist die Bevölkerung eine noch gemischtere geworden, da diese Nationen sich weit mehr, als später die Engländer, mit den Eingeborenen vermischten, und in der Bevölkerung deutliche Spuren hiervon zurückerließen. Die Bevölkerung der Niederungen ist weit vielartiger, als die der Hauptdistrikte, da die Kandyer

ihre Unabhängigkeit noch lange bewahrten, als die Küstenbewohner längst unterjocht waren und die aufeinander folgenden Eroberungen ihre Wirkung auf sie äußerten.

Die durchschnittliche Größe der Singhalesen beträgt nicht mehr als 5 Fuß 6 Zoll englisch; sie sind aber wohlgestaltet. Die Kandyer sind muskulöser, und ihre Hautfarbe, obgleich sie in einer hohen Region leben, ist dunkler, als die der ersteren. Die Weiber beider Ragen haben oft ein gewinnendes Aeußere; allein ihre Gewohnheit des Betelkauens, der sie mehr als die Männer huldigen, verunziert ihren Mund. Dieser Genuß besteht in Folgendem: Man nimmt ein Blatt des Betels und eine kleine Arekanuß, wie auch eine solche von Tschunam, oder preparirtem Veim, rollt diese in das Blatt, und macht daraus eine kleine Kugel, ungefähr so groß wie diejenige aus Marmor, womit die Kinder spielen. Diese steckt man in den Mund und empfindet davon, wie man sagt, großen Wohlgeschmack. Durch das Kauen entwickelt sich eine Flüssigkeit, welche der Betel roth wie Blut färbt, womit Zähne und Lippen auf wirklich Ekel erregende Weise besleckt werden. Dieser Gebrauch und die Wirkung eines Geist und Körper ermattenden Klimas beraubt die singhalesischen Damen aller Reize, bevor sie das dreißigste Jahr erreichen.

Die Halbcasten, oder wie man sie auf Ceylon heißt, Bürger, kleiden sich wie Europäer, namentlich die Männer. Sie sind meist von europäischer Abkunft durch singhalesische Mütter von Holländern oder Portugiesen. Wie die Hindu-Portugiesen haben sie dunklere Hautfarbe als die eingeborenen Ragen und ein sehr abstoßendes Aeußere. Auch stehen sie in geistiger Beziehung unter den Kandyern, Singhalesen, Mohren oder Malabaren, und sind kriechend in ihrem Benehmen und sehr sensuell. Ihre äußere Erscheinung ist nicht so weibisch, wie die der eigentlichen Singhalesen, desto mehr aber sind es ihre Manieren und ihr geistiges Wesen. Was hauptsächlich den Singhalesen ihren weibischen Anstrich gibt, ist ihre auffallende Tracht. Sie tragen Unterröcke und Sonnenschirme, ihr langes schwarzes Haar schlagen sie, wie die weibliche dienende Classe in Europa, auf dem Scheitel zurück, und befestigen es so vermittelst eines sehr hohen Kamms. Durch die Unterröcke wird natürlich ihr Gang beeinträchtigt, was sie noch weibischer erscheinen läßt. Die Weiber haben meist mehr männliche Züge, tragen kürzere Jacken und selten Sonnenschirme; auch befestigen sie ihre Haare nicht mit hohen Kämmen. Es ist ein merkwür-

biger Anblick, die Männer in Gruppen zusammensitzen zu sehen, wie sie ihr langes Haar kämmen und mit Del salben.

Die religiösen Zustände auf Ceylon sind so beschaffen, wie sie sich durch die Herrschaft des Buddhismus entwickeln mußten. Der Buddhismus hat jedoch seine Secten, und in jedem Lande, wo man sich zu demselben bekennt, bestehen theoretische und praktische Abweichungen bezüglich desselben. Auf Ceylon erwarten, mehr als anderwärts, seine Befenner von ihrem geistigen Oberhaupte, dem Maitri Buddha, eine neue Offenbarung. Ihre Lehre besagt, daß die Oberfläche der Erde in einer sehr fernen Zeit vom Feuer zerstört, seitdem aber durch Wasser wieder belebt worden sei. Dieser Lehrsatz findet sich in den religiösen Theorien der meisten orientalischen Völker wieder und ist ohne Zweifel derselbe mit der biblischen Tradition von der Sündflut. Der ganze Orient verbindet in der Geschichte der Welt, wie in der seiner Götter, mit dem Wasser den Begriff der wohlthätigen Kraft und der „Geist Gottes, der über den Wassern schwebt“, kehrt in allen heidnischen Mythologien wieder. Es scheint, daß schon in den ältesten Zeiten gewisse Wasserpflanzen heilig gewesen seien. Auf den ältesten Münzen erscheint die Tamara als heilig. Die Japanesen glauben, daß Bromna, der älteste Sohn ihres Hauptgottes, auf der Samara entstanden sei. Die Aegyptier stellen die Iris auf einem Lotusblatte dar. Krishna, den Gott der Liebe, denken sich die Hindus, wie er auf einer Wasserpflanze (nymphaea) den heiligen Ganges hinunterschwimmt, indem er kindlich an seiner Zehe saugt!

Die Verehrung, welche die Bewohner von Ceylon für Buddha hegen, ist eine sehr große; nirgends, selbst nicht in Birma, sind die Befenner dieser Religion so glaubenseifrig, als auf Ceylon, und in keinem andern Theile der Insel in dem Grade wie zu Kandy. Diese Stadt ist das Mekka des Buddhismus. Dort befindet sich dessen Haupttempel und Hauptgötzenbild, wie heiligste Reliquien. Unter den letzteren ist die hauptsächlichste der angebliche Zahn Buddhas, für den die Priesterschaft von Siam vergebens schon so große Summen geboten hat. Es ist jedoch nicht der ächte Zahn dieses Heiligen, denn Constantin von Braganza zerstörte denselben, oder das, was man dafür hielt, im Jahre 1560. Diese Reliquie gilt als das Palladium des Landes; das Heil des Reiches hängt von seiner Erhaltung ab; wer es besitzt, der hat die ganze Bevölkerung in seiner Gewalt. Deshalb haben auch alle auf einander folgenden Eroberer des Landes getrachtet, sich in dessen Besitz zu setzen, und die

Eingebornen zu öfteren Malen, so wie das Kriegsglück ihnen wieder lächelte, sich von Neuem in dessen Besitz zu setzen gesucht.

Den heiligen Büchern der Singhalesen zu Folge ist dieser Zahn des Godama-Buddha seinem Munde entnommen worden, ehe die sterblichen Reste dieses Gottes vollends von den Flammen verzehrt waren, und besitzt diese Reliquie die Gabe, alle Arten Wunder zu bewirken. Seine öffentliche Ausstellung war stets mit einer Prachtentfaltung verbunden, die ihren Eindruck auf diese abergläubischen Völkerschaften nicht verfehlen konnte \*).

Der moralische Zustand eines Volks läßt sich nach der Religion, zu der es sich bekennt, beurtheilen. Die Kandyer und Singhalesen sind ohne alle sittliche Grundsätze; sie erkennen als einzige Richtschnur für ihre Handlungen die Zweckmäßigkeit an. Die Frauen Ceylons vernachlässigen vollständig ihre weiblichen Kinder; daher ist auch der Kindermord trotz allen Bemühungen der Regierung, demselben zu steuern, hier am häufigsten. Der Zweck desselben besteht darin, die weiblichen Kinder aus dem Wege zu schaffen, damit sie nicht zur Last würden. Der sittliche Charakter der Ceylonerinnen ist ein sehr unreiner; ein kandyisches Weib wird sich zwar nicht oft einem Manne hingeben, der einer geringeren Kaste als der ihrigen angehört; in jeder andern Beziehung ist jedoch ihre Aufführung im höchsten Grade unmoralisch und schamlos.

Der Buddhismus verbietet zwar das Kastenwesen, allein es gibt nichts desto weniger Kasten auf Ceylon. Ein eigenthümlicher Gebrauch besteht dajelbst, daß eine Frau sämtliche Brüder ihres Mannes als Gatten annimmt. Sind nämlich in einer Familie mehrere Brüder, und einer derselben heirathet, so wird seine Frau auch die Frau seiner Brüder, mögen dieselben auch nur Halbbrüder (Kinder einer Mutter von verschiedenen Vätern) sein. Der Zweck dieser ungewöhnlichen und entfittlichenden Gemeinschaft besteht darin, daß man den Besitz ungetheilt in einer Familie zu erhalten sucht, bis er nach Aussterben des Stammes, dem er ursprünglich gehörte, auf andere übergeht. Hie und da nimmt auch das Weib, das solchergestalt mehrere Brüder zu Gatten hat, einen andern aus der Familie zu ihrem Gatten, unter der Bedingung, daß er sein Eigenthum mit dem der bisherigen Ehegemeinschaft vereinigt. Ist dasselbe bedeutend, so geschieht

\*) Vergleiche damit die Rubrik „Neuestes“ Seite 47 (der heilige Buddha-Zahn der Insel Ceylon).

eine solche Verschmelzung in der Regel nur mit Einwilligung des bisherigen Ehemanns. Man darf jedoch aus diesem communistischen Eheleben nicht den Schluß ziehen, daß die Ehemänner auf Ceylon die Eifersucht nicht künnten; natürlich ist dieß weniger der Fall, wo ein Weib mehrere Gatten hat, als bloß einen; sie sind jedoch in der That sehr eifersüchtig und haben auch bei dem hier herrschenden furchtbar unsittlichen Leben guten Grund dazu. Ist die Eifersucht geweckt, so sind sie ungemein rachsüchtig; und da sie meist ein Messer oder einen Dolch in einer Scheide oder in ihrer Tasche verborgen bei sich führen, so gebrauchen sie dieselben bei solchen Gelegenheiten gegen den Beleidiger ihrer Ehre. Dieß geschieht auch häufig auf den bloßen Verdacht hin, und da hierzu nur zu oft Veranlassung vorhanden ist, so entsteht um der Weiber willen Mord und Todtschlag.

In ihren Gefühlen gegen die Bekenner anderer Religionen sind sie zu gleicher Zeit auffallend duldsam und verfolgungsfüchtig. Die kleinste Mißachtung, die man gegen eine ihrer Reliquien an den Tag legt, ruft einen wahren Sturm von Erbitterung und Volkswuth hervor. Ein hoher Regierungsbeamter wurde einst zur Besichtigung des heiligen Buddhazahnes in Gegenwart eines angesehenen Häuptlings und des Hohepriesters, der die Aufsicht über den Tempel führt, zugelassen. Ein kleines Buddha-bild fesselte seine Aufmerksamkeit und er hob es an der Schulter in die Höhe, entgegen der Vorschrift des Buddhismus, welcher zu Folge ein Götzenbild nicht anders denn an dem Fuße und mit beiden Händen angefaßt werden darf. Diese Unachtsamkeit des Mannes brachte seine Umgebung, welche ihn als ein wahres Ungeheuer der Schlechtigkeit ansah, an dem sich die göttliche Vergeltung schnell äußern müsse, zu einer wahren Verzweiflung. Erst nach vielen Beteuerungen, daß eine Mißachtung nicht entfernt in der Absicht gelegen habe, beruhigten sich die Randher.

Trotz aller dieser Empfindlichkeit für die Achtung, welche sie ihrer Religion gezollt verlangen, sind sie ziemlich allgemein sehr duldsam in Betreff des Cultus einer fremden Religion. Betreten sie eine katholische Kirche, so verbeugen sie sich vor den Bildern und Statuen, welche sich daselbst befinden und bezeugen auch den dabei diensthruenden Priestern ihre höchste Verehrung; hierauf begeben sie sich in die Tempel ihres eigenen Glaubens und bringen den Bildern Buddhas und der bösen Geister, welche daselbst zu treffen sind, die gleiche Verehrung dar. Betreten sie eine protestantische Versammlung, so horchen sie aufmerksam auf die

Lehren, die daselbst vorgetragen werden, und machen die Andeutung, dieselben seien die gleichen, welche auch der Buddhismus aufstelle, natürlich immer mit dem Hintergedanken, ihre eigene Religion sei die vollkommenste und erhabenste. Die eingebornen Diener einer europäischen Familie sind stets bereit, sich einer Privatandacht anzuschließen; so wie sie aber den Tom-tom und das Geschrei der Teufeltänzer hören, so erheben sie sich auf's Schnellste von ihren Knien und schließen sich dem Lärm an. Mit aller Bereitwilligkeit werden sie zugeben, wie erhaben und veredelnd die Lehre der Auferstehung nach dem Tode und des ewigen Lebens sei; fragt man sie aber, worin ihre Hoffnungen eines Fortlebens bestehen, so sprechen sie von einer ebenso entwürdigenden als unsinnigen Seelenwanderung. Als man in der Missionschule zu Kandy einen Knaben, den man besonders gut unterrichtet glaubte, aus dem Stegreife fragte, was er in der künftigen Welt hoffe, so erhielt man die schnelle Antwort von ihm, daß seine Hoffnung darin bestehe, zu einer Schlange zu werden, was für die Kandyer, die sich den Himmel mit lauter Coßras angefüllt denken, den Gipfel aller Glückseligkeit zu bilden scheint.

Es bleibt uns nun noch übrig, eine Schilderung der größeren Städte Ceylons zu liefern.

Die Hauptstadt der Eingebornen ist, wie bereits erwähnt, Kandy; auch ist von ihrer Lage auf den Hochgebirgen der Insel bereits die Rede gewesen. Die Seite des Bergs, woran sie sich lehnt, wie ihre unmittelbare Nachbarschaft, sind außerordentlich malerisch, da erstere an das breite Ende eines Sees stößt, der nahezu ein prachtvolles Thal mit Hügeln ausfüllt. In der Sprache der Eingebornen heißt die Stadt Maha Niura oder die große Stadt. Der Mahavelleganga oder Sandfluß strömt an einem großen Theile der Stadt vorbei. Seine Strömung hat etwas Großartiges, allein sie macht trotzdem Kandy zu einem ungesunden Aufenthaltsorte. Merkwürdig ist dabei, daß Wasserbehälter im Allgemeinen zur Gesundheit der Lage beitragen, während Flüsse auf der ganzen Insel das Gegentheil bewirken. Europäer, die schon lange die Insel bewohnen, tragen kein Bedenken, ihren Wohnsitz in der Nähe großer Wasserbehälter oder Seen aufzuschlagen, während sie dieß an den Ufern der Flüsse zu thun vermeiden. Erstere sind nämlich mit eigenthümlichen Pflanzen bedeckt, die das Wasser reinigen; an den Ufern der letzteren sammeln sich vegetabilische Materien aller Art, die, indem sie unter der Einwirkung der glühenden Sonne schnell verfaulen, Krankheit und Tod weithin tragen. Im

Mittelpunkt des Sees befindet sich ein massives und niedriges Gebäude von großer Ausdehnung, das jetzt als Magazin dient. Früher war es der kaiserliche Harem und Dinge voll Schrecken, ähnlich denen, woher der Bosphorus bekannt ist, werden davon erzählt. Der See selbst ist künstlich angelegt; berücksichtigt man jedoch die Wassermasse des Flusses, die um den größeren Theil der Stadt fließt, so hätte man kaum denken sollen, daß zur Erhöhung des malerischen Effekts auch noch die künstliche Anlage eines Sees nöthig gewesen wäre. Eine Straße führt um den ganzen See herum, und das ganze Thal ist durch die hohe Lage der es umgebenden Hügel so geschützt, daß Europäer die Bewegung in der freien Luft mit so wenig Belästigung als in einem gemäßigten Klima genießen können.

Die Stadt besteht aus zwei Hauptstraßen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden; die ganze Straßen-Linie nehmen offene Buden ein, worin Geschäfte auf sehr träge Weise abgemacht werden. Die Verkäufer sind selten ehrlich und sünden häufig ihres Gleichen unter den Käufern.

Um die Stadt herum sind mehrere schön gelegene Häuser von Beamten und europäischen Ansiedlern bewohnt. Die Lage dieser Wohnsitze ist höchst reizend, da sie den Vortheil von Gärten, Feldern und Obstpflanzungen mit der schönsten Scenerie der Welt verbinden. Gutes Trinkwasser ist jedoch selten. Obgleich die Stadt 1500 Fuß über dem See-Niveau liegt, so ist doch Kandy in keiner Jahreszeit ein gesunder Aufenthaltsort für Europäer. Dieß ist um so auffallender, als auf dem Festlande von Hindustan bei ähnlicher erhöhter Lage das Gegentheil stattfindet, und doch sind zu Kandy die Sümpfe ausgetrocknet, überall hat der Anbau des Bodens stattgefunden und genießt man daselbst aller Vortheile der Civilisation.

Man nähert sich der Stadt auf jeder Seite durch Bergpässe, die viel zu dem malerischen Charakter ihrer Umgebung beitragen. Die Engländer haben durch einen der Berge, welche den Distrikt einfassen, einen Tunnel bohren lassen. Dieser Tunnel hat eine Länge von 537 Fuß und war in militärischer Beziehung sehr werthvoll. Der nachfolgende Bericht über denselben zeigt, welchen Begriff der Macht barbarische Völker mit der Civilisation verbinden: „Der Tunnel verdankt seine Entstehung einer uralten kandyischen Legende, welche besagt, daß keiner fremden Macht die Behauptung des Gebiets von Kandy gelingen werde, so lange nicht ein Loch durch den Berg gebohrt sei. Dieß kam unter der Herrschaft der

Engländer zu Stande. Ein Häuptling theilte uns mit, daß, als seine Landsleute den Beginn des Werkes gesehen hätten, ihnen der Muth gewichen sei; als sie aber vollends dasselbe vollendet und Menschen in den Eingeweiden der Erde sich bewegen sahen, hätten sie erkannt, daß es ihre Bestimmung sei, von einer Race beherrscht zu werden, die Felsen durchbrechen und Berge aushöhlen könne! Dieser Tunnel ward am 8. Dezember 1823 vollendet; allein er ist seitdem eingestürzt und noch nicht wieder hergestellt worden. Dieser Tunnel, die besseren Straßen und Brücken wären niemals möglich gewesen, hätte nicht die britische Regierung das Zwangssystem beibehalten, was schon unter der einheimischen Dynastie bestand. Allein im Jahre 1832 verbot ein königlicher Befehl Zwangsarbeiten jeder Art als ungesetzlich. Während der Tunnel gegraben wurde, kamen dabei einige seltene und werthvolle Edelsteine zum Vorschein, und der einzige vollkommen fehlerfreie Rubin, der weit und breit zu finden war, ist hier entdeckt worden.

Den größten Reiz hat die Umgegend für Europäer, die die Jagd lieben; sie können diesem Hange in einer Ausdehnung hier fröhnen, wie nicht leicht irgendwo sonst in der Welt. Der gewandtere, muthigere Jäger mag sich an den Elephanten, Leoparden und das Wildschwein wagen, der weniger verwegene an das Rothwild und den Fuchs, während der Liebhaber der kleinen Jagd hier alle Vögelarten der tropischen Länder in großer Zahl vereinigt findet. Um einen Begriff davon zu geben, wie zahlreich das Wild auf Ceylon ist, genüge die Anführung der Thatfache, daß ein Engländer, Major Rogers, ein leidenschaftlicher Jäger, 2000 Elephanten auf der Jagd getödtet haben soll, ehe er im Innern von Ceylon, vom Blitz getroffen, todt niedersank.

Colombo ist die moderne oder englische Hauptstadt, der Sitz der obersten Regierung; Candy dagegen die lokale Hauptstadt der höheren Landestheile und die alte Metropole. Sie liegt  $6^{\circ} 57'$  nördlicher und  $79^{\circ} 50'$  östlicher Länge. Der Hafen hat die Gestalt eines Halbkreises, ist sonst aber für die Schifffahrt nicht sehr bequem. Seine Bedeutung für den Handel ist gering, mit Ausnahme der Jahreszeit, in welcher die Ausfuhr von Caffee stattfindet. Die Hitze soll hier größer als in jedem andern Punkte Ceylons sein, auch die Lage der Stadt zu den gesündesten der ganzen Insel gehören.

Die Stadt enthält Kirchen für die meisten Religionen; katholische, welche einst von den Portugiesen erbaut wurden, und dem Cultus ihrer

Abkömmlinge dienen; holländische und mehrere englische. Auch haben die modernen Missionsgesellschaften, namentlich die Baptisten und Worsleyaner, hier ihre Bethäuser. Außerdem gibt es hier mohamedanische Moscheen, brahmanische Pagoden und buddhistische Tempel.

Die Umgegend des Hafens von Colombo ist vortheilhaft gelegen, um die erfrischende Seeluft genießen zu lassen; sie ist daher Abends der Vereinigungspunkt der fashionablen Welt von Colombo und wird von allen Reisenden als höchst reizend geschildert. Einer derselben schreibt: „Das Panorama, welches man von hier aus genießt, ist wahrhaft entzückend. Man mag seinen Blick, in welcher Richtung man wolle, schweifen lassen, überall fesselt ihn die unbeschreibliche Schönheit der ganzen Scenerie. Dort liegt das endlose Meer; ein Schiff mit vollen Segeln ist weithin auf seiner leicht bewegten Oberfläche sichtbar, über die die Rähne der Eingeborenen leicht dahin gleiten, während die rollenden Wogen sich schäumend an der Küste brechen. Nahe an der Bucht, längs eines Rasenplatzes, auf dem arabische Pferde der edelsten Zucht ihrer Reiter warten, zieht sich die Straße für die Fahrenden hin. Gegenüber ist der Platz für die Wettrennen, und hinter ihm fließt der See von Colombo. Seine Ufer sind bepflanzt mit Palmbäumen, deren herabhängende Zweige das klare Seewasser überschatten, auf dem die blaßrothe Lotuspflanze und weiße Lilie sichtbar sind.

Ein prachtvoller Bungalow, dessen Veranda mit zierlichen Schlingpflanzen überwachsen ist, vollendet die Lieblichkeit der Scene. In der Ferne sieht man die grauen Wälle des Forts von Colombo. Nach und nach stellt sich der Untergang der Sonne ein. Mit welcher majestätischen Ruhe und Pracht sinkt nicht der Planet an den Busen der See! Seine letzten Strahlen brechen sich auf dem grünen Wasser, auf dem sie in tausenden glänzenden Lichtern dahintanzen, während am azurnen Horizont violette, scharlachrothe und goldfarbige Tinten dahinfließen, die, während der Blick darauf verweilt, die prachtvollste Abwechslung bieten. Im Verhältniß wie die Nachtschatten sich vergrößern, verläßt die große Welt die Hafenumgebung, und lange bevor die Nacht hereingebrochen ist, hört man kein Pferdewiehern und kein Wagenrasseln mehr; der einzige Ton, der noch an's Ohr dringt, ist das Pfeifen des Nachtwindes und das Brechen der Wogen am Seeufer. Hat aber die Nacht ihre dunkle Decke über die Erde gebreitet, so verändert sich die Scene; denn über dem See schwärmen Myriaden von Feuerfliegen; wolkenähnlich erfüllen sie die Luft, um sich

hie und da auf den schwankenden Zweigen der Palmen und Bananen niederzulassen, deren Laubwerk alsdann wie beleuchtet erscheint. Einige wenige setzen sich auf die Blätter und Blüthen der schwimmenden Lotus-pflanze, und machen sie alsdann glänzen wie Diamanten; andere dieser Leuchtinsekten suchen die übrigen Wasserpflanzen auf, welche im See wachsen, und bald glänzt die ganze Fläche desselben von Millionen kleiner Lichtflecken. Kurz darauf verändert sich die Scene abermals. Zahllose Schwärme derselben steigen in die Luft auf, bis sie wie vom Monde erleuchtet erscheint. Ueberhaupt kann die Phantasie nichts Reizenderes sich denken, als dieses stets wechselnde nächtliche Panorama, das so ganz den Charakter tropischer Natur hat.

In der Nachbarschaft dieser Stadt befinden sich die größten Zimmetgärten der Insel. Eine Pflanzung dieses Gewürzes sieht wie ein Gehbüsch von Lorbeerbäumen aus. Läßt man diese Pflanze wachsen, so erreicht sie häufig die Höhe von 30—40 Fuß, während der Stamm  $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß Umfang bekommt. Der Zimmet ist das Innere der Rinde. Siebet man die Frucht, so erhält man eine wachsähnliche Substanz, aus der man Lichter macht, die im Brennen einen angenehmen Geruch verbreiten.

Trincomali ist eine Stadt und ein Hafen an der Ostküste der Insel; die Straße, die von Kandy dahin führt, haben wir bereits oben beschrieben. Sie ist die Hauptstadt der Provinz dieses Landestheils. Der Hafen gehört zu den besten der Welt, da hinlängliche Wassertiefe für Schiffe jeder Größe darin vorhanden ist. Zu Kriegszeiten hat die indische Flotte stets ihre Zuflucht hier gesucht, da sich ein ausgezeichnetes Arsenal und Schiffswerft hier befinden. Das Fort ist sehr ausgedehnt, da es die Fläche mehrerer (englischer) Meilen bedeckt und den Eingang in's Innere der Bucht beherrscht. Drei Meilen westlich von Trincomali liegt die Citadelle, Fort Snaburgh, die den Hafen vertheidigt und erst dann genommen werden kann, wenn das untere Fort erobert ist.

Das Vorgebirge, auf dem das Fort steht, ist dem Gotte Schiwa geweiht und von dem brahmanischen Theile der Bevölkerung der Umgegend in hoher Verehrung gehalten. Ein naheliegender Felsen ist namentlich ein Gegenstand andächtiger Verehrung, weil einer Tradition zu Folge dort der erste Tempel stand, welcher diesem Gotte auf der Insel errichtet ward. Von diesem Tempel sind jetzt keine Spuren mehr vorhanden. Vor Sonnenuntergang erklettert ein Priester den steilsten Theil des Felsens, indem er um seine Stirne einen Strang großer und vielfarbiger Glaskugeln

geschlungen und seine Lenden mit einem gelben Gürtel bekleidet hat. In einer Spalte des Fessels, in der, der allgemeinen Annahme zu Folge, der Gott wohnt, legt er Betelblätter und Reis nieder; so wie die Sonne am fernen Horizonte auf das Meer niedersinkt, läßt er den Inhalt einer Rauchpfanne in Flammen aufgehen, wodurch die ganze Umgebung mit Wohlgerüchen erfüllt wird, bis die Sonnenscheibe nicht mehr sichtbar ist. Nach verschiedenen Salams und Opfern kehrt der Priester mit dem Volke, das sich mittlerweile um ihn gesammelt hatte, zurück. Dieß ist die malerischste Ceremonie des Götzendienstes, den brahmanische Priester auf Ceylon verrichten.

Point de Galle liegt am südwestlichen Ende der Insel. Sein Hafen hat die Gestalt eines Hufeisens und ist eingefast von gelben Felsenmassen, die in sonderbaren Formen in die See herabhängen. Die Vegetation seiner Umgebung ist wahrscheinlich die reichste der ganzen Welt. Reisende, welche die tropischen Länder in größter Ausdehnung besucht haben, schildern solche auf diese Weise. Seine Wälder enthalten alle Baumarten des südlichen Hindustans und Ceylons; der Papawbaum (*Carica papaya*) tritt am meisten unter ihnen hervor. Dieser Baum hat einen schlanken, stets schmaler zulaufenden Stamm; an der Spitze breiten sich die Blätter wie ein Fallschirm aus und schließen eine Frucht von der Gestalt einer Melone und von glänzend heller Farbe ein\*).

#### Die ostindische Handelsgesellschaft in Ostende.

Nachdem der politische und religiöse Despotismus Spaniens die schönsten seiner an der See gelegenen Provinzen gezwungen hatte, sich auf die Entscheidung durch das Schwert — als dem letzten Mittel, was zwischen dem Unterdrückten und Unterdrücker in Frage kommt, zu berufen, und nachdem dieselben nach einem heftigen und lange unentschiedenen Kampfe auf tapfere Weise ihre Unabhängigkeit zu erringen gewußt hatten, traten die sieben vereinigten Provinzen Niederlands in die Reihe der Nationen ein und erwarben sich, indem sie ihre rasch im Kampfe ent-

\*) Vergleiche wegen einer genaueren Beschreibung dieser Hafenstadt die Rubrik „Neuestes“ Seite 29.